

**Verloren im Dschungel
Das Geheimnis der Weißen Stadt**

Von Thomas Ritter

Durch die Geschichte der Menschheit zieht sich die Vision von einem irdischen Paradies – einem Ort voll unendlicher Schönheit, wo es keinen Krieg und kein Leid, keine Armut und keine Ungerechtigkeit gibt. Das antike Griechenland, die Kelten und die Angelsachsen kannten diesen Ort unter verschiedenen Namen: Meropis, Ogygia, den Garten der Hesperiden, Avalon.

Trotz aller Bemühungen der katholischen Kirche, die im Mittelalter danach trachtete, diese noch aus heidnischen Zeiten stammenden Mythen mit Feuer und Schwert auszurotten, hielt sich im Abendland der Glaube an ein Paradies, das weit westwärts inmitten des atlantischen Ozeans liegen sollte. Bei den schottischen und irischen Kelten trug es den Namen „*Tir nan Og*“ – das „*Land der Jugend*“.

In diesen Legenden spiegelt sich wohl die Erinnerung an ein ehemals vorhandenes Wissen um reale Länder jenseits des atlantischen Ozeans. Diese Erinnerung fußt auf den Berichten früher phönizischer und phokäischer Seefahrer, die während ihrer ausgedehnten Reisen auch den Atlantik überquerten und die Karibik erreichten. Dies belegen zahlreiche archäologische Befunde im Gebiet des heutigen Mittelamerika, aber auch in Brasilien. So existieren in Guatemala und Honduras, aber auch im Gebiet des Amazonas zahlreiche Felsinschriften, die sich als Hinterlassenschaften phönizischer Seefahrer erwiesen haben. Meist handelt es sich bei diesen Inschriften um Orts- oder Wegbeschreibungen.

Aus den Erzählungen der frühen Seefahrer und ihren Beschreibungen der besuchten Länder wuchs im Laufe der Zeit die Legende um das westliche Paradies. Dieser Chimäre folgten im 16. Jahrhundert auch die spanischen Konquistadoren. Doch ihre Vorstellungen waren weniger mystischer Natur. Sie glaubten nicht wie die Kelten an Avalon, die Insel der Seeligen. Die Spanier suchten auf den Spuren Christobal Colons vor allem Gold, Gold und noch mehr Gold.

Als Hernando Cortez mit seinen Söldnern am 06. November 1518 nach schweren Märschen und zahlreichen Gefechten Tenochtitlan erreichte, da meldeten seine Späher, dass die Häuser und Tempel der aztekischen Hauptstadt aus purem Silber bestehen würden...

Ihre Gier nach dem schnellen Reichtum hatte den Spaniern einen Streich gespielt – sie hielten die sauberen, weiß getünchten Fassaden der Gebäude für Edelmetall. Cortes und sein Gefolge kamen dennoch auf ihre Kosten – das ist allgemein bekannt. Zwei Jahre später war Mexico-Tenochtitlan ein rauchender Trümmerhaufen, der letzte Herrscher der Azteken und Zehntausende seiner Untertanen tot. Die aztekische Kultur gehörte der Vergangenheit an.

Ein Dutzend Jahre später eroberte der ehemalige Schweinehirt Francisco Pizarro, der bis zu seinem gewaltsamen Ende im Jahr 1541 Analphabet blieb, mit nur 180 Söldnern das von inneren Unruhen zerrissene Reich der Inka. Er ließ Atahualpa, den Herrscher der Inka, gefangen nehmen. Obwohl Atahualpa, um sich loszukaufen, den großen Raum, in dem er gefangengehalten wurde, „bis zur Höhe des ausgestreckten Armes“ mit Gold füllen ließ, wurde er von den Spaniern hingerichtet. Im November 1533 marschierte Pizarro in Cuzco, der Hauptstadt des Inareiches ein. Bis zum Ende des Jahres brachen die Spanier in einem mit unvorstellbarer Grausamkeit geführten Feldzug den Widerstand der Einwohner des gesamten Landes. Unermessliche Reichtümer fielen den Eroberern in die Hände. Goldene Kunstwerke und Schmuckstücke wurden tonnenweise eingeschmolzen.

Doch all dies genügte nicht. Ihre Goldgier trieb die Konquistadoren weiter. Die Legenden vom irdischen Paradies lebten wieder auf. Diesmal jedoch in weitaus konkreterer, in materiell fassbarer Gestalt. Aus Avalon wurde El Dorado.

Es waren Pizarros Söldner, die auf ihren Raubzügen von den Chibcha-Indianern erfuhren, die im Hochland Kolumbiens lebten, etwa in jener Gegend, in der heute die kolumbianische Hauptstadt Bogota liegt. Dieser Stamm verehrte die Sonne als höchste Gottheit, und zugleich das Gold als Metall des Sonnengottes. Die Chibcha bezeichneten Gold als die „Tränen der Sonne“. Im Jahr 1535 berichtete der spanische Offizier Luis Daza über indianische Legenden von einem Bergsee voller Gold. Andere Konquistadoren behaupteten, in einer Stadt namens Omagua einen goldenen Häuptling gesehen zu haben.

El Dorado stellte sich alle jedoch als eine Stadt aus massivem Gold vor, die irgendwo inmitten der Anden liegen sollte. In manchen spanischen Karten des 16. und 17. Jahrhunderts ist sie sogar eingezeichnet, obwohl ihre tatsächlich Lage niemand kannte.

Sicher ist jedoch, dass die Inka vor den plündernden spanischen Söldnern einen riesigen Goldschatz im Llangera-Massiv im heutigen Ecuador in Sicherheit brachten. Das Versteck befindet sich in einer Höhle inmitten eines Triangels aus drei dominierenden Berggipfeln. Ärgerlich nur, dass in der Gegend gleich drei solche Formationen existieren. Die Kunde von diesen Reichtümern verdanken wir Juan Valverde, einem einfachen spanischen Soldaten. Er interessierte sich nicht nur für das Gold, sondern auch für die Kultur der Inka. So heiratete Valverde schließlich ein Indianermädchen. Sein Schwiegervater führte ihn zu der besagten Höhle, um von dort die Mitgift für seine Tochter zu holen. Anschließend verfertigte der Spanier eine Wegbeschreibung. Diesem „Wegweiser des Juan Valverde“ folgten inzwischen Hunderte Expeditionen. Zweideutige Bezeichnungen und vielleicht bewusst ungenau abgefasste Formulierungen leiteten die meisten von ihnen schließlich in die Irre. Der Schatz existiert jedoch tatsächlich. Dies wurde vor knapp einhundert Jahren von einem jungen Österreicher bewiesen. Er fand die Grotte voller Gold und Juwelen, und brachte einige ausgesuchte Stücke mit nach Europa. Eine von ihm geplante Bergungsexpedition konnte jedoch nicht mehr durchgeführt werden. Kurz vor der Abreise starb der junge Mann – Thour de Koos mit Namen – an einer bösartigen Lungenentzündung. Das Wissen um den Weg zum Gold begleitete ihn ins Grab.

Vor ihm waren bereits Generationen von Konquistadoren, Abenteurern und Schatzsuchern dem schimmernden Zauber eines schnellen Reichtums erlegen, der in El Dorado auf sie zu warten schien. So brachen gegen Ende der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts Jimenez de Quesada, der im Auftrag der Welser handelnde Nikolaus Federmann und der wohl grausamste aller Eroberer, Sebastian de Belalcazar unabhängig voneinander auf, um El Dorado zu erobern. Sie vernichteten die hochstehende Kultur der friedlichen Chibcha, raubten zahllose Kostbarkeiten, plünderten Städte und Dörfer rücksichtslos aus. Sie folterten die Indios, um von ihnen Informationen über das sagenhafte Goldland zu erpressen. El Dorado aber fanden die Eroberer nicht.

Nach ihnen kamen andere. Doch auch deren Expeditionen blieben erfolglos. So nahm El Dorado im Verlauf der Zeit vollends sagenhafte Züge an. Heute sind die Peruanisten unter den Historikern zu der Auffassung gelangt, dass allen Konquistadoren und Schatzsuchern ein folgenschwerer Irrtum unterlief. „El Dorado“ kann im Spanischen nämlich sowohl „Goldener Ort“ als auch „Goldener Mann“ heißen.

Diese doppelte Bedeutung des Wortes wurde von den meisten Schatzjägern außer acht gelassen. Die Legende vom „Goldenen Mann“ hat jedoch einen realen Hintergrund. Sie stimmt in all ihren Eigentümlichkeiten mit einer Überlieferung der Chibcha-Indianer überein. Wie bereits erwähnt, betrachtete dieser Stamm das Gold als Metall des Sonnengottes. Allerdings verehrten die Chibcha auch einen Gott in einem heiligen See und erwiesen ihrem Häuptling ebenfalls kultische Verehrung. Einmal in jedem Jahr, am Tag der Frühlingssonnenwende, wurde das Stammesoberhaupt zum Mittelpunkt einer faszinierenden Zeremonie. Die Chibcha rieben dabei den nackten Körper ihres Häuptlings mit klebrigem Baumharz ein und bepuderten ihn danach mit feinem Goldstaub. Bei Tagesanbruch dann bestieg „El Dorado“ - der „Vergoldete“ - ein Floß, das mit zahllosen Gegenständen aus Gold und Edelsteinen beladen war. Acht Ruderer trieben das Floß auf den heiligen See Guatavita hinaus, in dessen Mitte der Häuptling dann Gold und Edelsteine als Opfergaben für die Götter versenkte. Nachdem dies geschehen war, stieg der Herrscher in den See und wurde nach einem bestimmten Ritual gewaschen. Diese Waschung bildete den Abschluss der eindrucksvollen Zeremonie.

Ihre Bestätigung fand diese Chibcha-Überlieferung bereits im Jahr 1969, als zwei Landarbeiter eine kleine Höhle untersuchten, auf die sie zufällig gestoßen waren. Dort fanden sie das Modell eines Floßes aus purem Gold. Darauf saßen acht Ruderer, den Rücken der Figur ihres heiligen Häuptlings zugewandt. Das Floß ist heute mitsamt seiner goldenen Besatzung im Museo del Oro in Bogota zu besichtigen.

War El Dorado am Ende also doch ein Mensch? Sind die Erzählungen von Städten aus Gold mitten im Urwald nichts als Märchen, entsprungen der überhitzten Phantasie goldgieriger Eroberer?

Die spanischen Konquistadoren kannten bereits die Legende der Chibcha über ihren vergoldeten Häuptling und den heiligen See Guatavita. Mehrfach versuchten sie sogar, den See trocken zu legen, um so in den Besitz der zahllosen dort versenkten Reichtümer zu gelangen. Doch die Bergungsaktionen schlugen fehl.

Dennoch suchten die Spanier auch beharrlich nach verborgenen Städten in den Anden und im Dschungel des Amazonas-Tieflandes. Sie wussten also offensichtlich sehr wohl zwischen dem Gold der Chibcha-Indianer und dem sagenhaften Goldland El Dorado unterscheiden. Obwohl keiner der Eroberer das goldene Ziel seiner Sehnsüchte erreichte, hat die Legende von El Dorado auch in unserer Zeit nichts von ihrer Faszination eingebüßt. Tatsächlich warten auch heute noch zahlreiche Schätze aus der Inka-Zeit auf ihre Entdecker. Ebenso verbergen die Gebirgsmassive der Anden, aber auch die schier undurchdringlichen Nebel- und Regenwälder Mittel- und Südamerikas noch steinerne Zeugen einer großartigen Vergangenheit.

So veröffentlichte im Jahr 1975 der international renommierte, britische Anthropologe David Davies einen Bericht über die Auffindung einer sagenhaften Goldstadt, die er Pukhara nannte. Davies war allerdings nicht bereit, die genauen Koordinaten seiner Entdeckung preiszugeben. Es ist nur bekannt, dass sich die Stadt im Quellgebiet des Amazonas, an den östlichen Abhängen der Anden befinden soll. Das Verhalten des Anthropologen erscheint durchaus verständlich, da es sich bei Pukhara tatsächlich um das sagenhafte El Dorado handeln könnte. Die von Davies gemachten Angaben legen diese Vermutung zumindest nahe. Neben Silos und Speichern, die etwa 47.000 Tonnen Getreide aufnehmen können, sollen in Pukhara Goldmengen im Wert von 10.000 Millionen (!) Pfund Sterling lagern. Die Behauptungen von Davies sind keineswegs aus der Luft gegriffen. Als Beweismaterial legten er über 700 Meter belichteten Film, 400 Fotoaufnahmen und mehrere Gebrauchsgegenstände sowie Zeugnisse des künstlerischen Schaffens der einstigen Bewohner Pukharas vor. Bei diesen Fundstücken handelt es sich um Schmuck und zeremonielle Prunkwaffen aus purem Gold.

Da Davies eifersüchtig das Geheimnis seines Fundortes hütete, geriet er bald in Misskredit. Fachkollegen warfen ihm die Fälschung der Fotodokumente und Fundstücke vor. So unhaltbar diese Vorwürfe auch waren, bildeten sie doch eine Ursache dafür, dass bislang noch keinerlei ernsthafte Anstrengungen unternommen worden sind, um Pukhara zu erforschen und die Angaben von David Davies vor Ort zu überprüfen.

Weniger bekannt ist, dass auch heute noch in Mittelamerika Legenden über im Urwald verschollene Städte kursieren. Ein Sinnbild für diese geheimnisvollen, verlorenen Kulturen ist die „Weiße Stadt“, über die im Osten von Honduras immer wieder Gerüchte und Spekulationen umlaufen. Die „Ciudad Blanca“ symbolisiert Mythos, Dschungel, Exotik und Tradition zugleich. Doch vieles spricht für ihre tatsächliche Existenz. Zuweilen wird die Weiße Stadt selbst auf offiziellen Honduras-Karten eingezeichnet, obwohl ihre tatsächliche Lage nach wie vor umstritten ist. Definitive Beweise in Form von archäologischen Funden fehlen, da alle Expeditionen zur Weißen Stadt bisher gescheitert sind. Die „Ciudad Blanca“ soll in einer menschenleeren, schwer zugänglichen Gebirgsgegend im Gebiet von Las Mosquitas liegen.

Bereits im Jahr 1554 schrieb der Bischof von Honduras, Cristobal Pedraza, einen Bericht an den spanischen König, in dem er die Kultur von „Ciudad Blanca“ erwähnt. In dem Dokument beschreibt Pedraza eine Expedition, die er in Begleitung indianischer Führer vom Stamme der Pech unternahm. Östlich der Stadt Trujillo erreichte er eine Bergkette, hinter der ein sehr ausgedehntes, unwegsames Dschungelgebiet lag. Pedraza und seine Begleiter benötigten drei Tage, um die Kordillere zu ersteigen. Von den Gipfeln aus eröffnete sich der Ausblick über eine riesige Ebene, das Tal der Flüsse Sico und Paulaya zwischen Trujillo

und dem Gebiet von Rio Plátano. In diesem Tal entdeckte der Bischof von Honduras ausgedehnte Siedlungen eines ihm unbekanntes Volkes. Pedrazas indianische Begleiter konnten sich mit den Einheimischen dieses Gebietes jedoch relativ gut verständigen.

Bei den Expeditionen der spanischen Missionare und Eroberer ging es in Honduras lange Zeit um die Entdeckung – und selbstverständlich Eroberung – von „Taguzgalpa“. Diese Bezeichnung bedeutet „Felsen aus Gold“. Unter den Konquistadoren wurde gemunkelt, dass die Bewohner Taguzgalpas von goldenem Geschirr speisen würden und im übrigen ganz ausgezeichnete Goldschmiede seien. Die Vorstöße der Eroberer scheiterten jedoch an schroffen Bergen, reißenden Flüssen und undurchdringlichen Dschungeln. Taguzgalpa wahrte sein Geheimnis bis heute.

Seitdem im zwanzigsten Jahrhundert dann regelmäßig Flugzeuge den Dschungel von Honduras überquerten, gab es immer wieder Piloten, die aufgeregt von einer großen, weiß schimmernden Siedlung inmitten des Urwaldes berichteten. Der Ort befindet sich in einem Gebiet östlich der bereits von Pedraza erwähnten Sierra de Agalta und des Ortes Dulce Nombre de Culmi, im südlichen Teil des Biosphärenreservats von Rio Plátano.

Wie bereits erwähnt, verzeichnen honduranische Karten die „Weiße Stadt“. Selbst auf den detaillierten Militärkarten des Nationalen Geographischen Instituts taucht die „Ciudad Blanca“ auf.

Im Gebiet von Las Mosquitas sind die Indios von der Existenz dieser Weißen Stadt zutiefst überzeugt, wenn sie dem unerfahrenen Fremden auch abraten, sich auf eine Expedition dorthin zu begeben. Manche Einheimische aus Trujillo kennen Personen, die schon einmal in der Ciudad Blanca gewesen sind, oder dies zumindest von sich behaupten. Jedoch gibt es relativ genaue Beschreibungen dieses Ortes, die nicht alle erfunden sein können.

Auch Anthropologen und Historiker sind zu der Überzeugung gelangt, dass die Weiße Stadt nicht nur ein Phantasiegebilde ist, sondern tatsächlich existiert. Östlich der Mayastadt Copán und nordwestlich der Länder des Inkareiches befindet sich eine intermediäre Zone, die bislang weitgehend unerforscht ist.

Hier hat es mit Sicherheit Völkerwanderungen und Kommunikation zwischen den beiden Kulturkreisen gegeben. Vor allem in Honduras deuten zahlreiche archäologische Befunde auf eine Zivilisation hin, die den Maya bekannt und ihnen kulturell verwandt war. Die Organisation und die Religion dieses Staatswesens dürfte aber verschieden von der Maya-Kultur gewesen sein, und bereits Einflüsse aus dem südamerikanischen Raum integriert haben war. Diese Zivilisation mag der heutigen Pech- oder Tawahka-Kultur ähnlich gewesen sein. Sie war aber auf jeden Fall bei weitem höher entwickelt, als es diese Gemeinschaften heute sind. Forscher des Honduranischen Instituts für Anthropologie und Geschichte – insbesondere George Haselmann – verweisen darauf, dass Funde, die in Honduras gemacht worden sind, und sich nicht dem Kulturkreis der Maya zuordnen lassen, auf die Existenz einer großen, eigenständigen Metropole hindeuten.

Die Urwaldregion von Las Mosquitas verbirgt also nach wie vor Zeugnisse einer noch völlig unbekanntes Hochkultur. Es dürfte eine durchaus lohnende Aufgabe sein, gezielt diesen Relikten des präkolumbianischen Mittelamerika nachzuspüren. Möglicherweise kommen dann Artefakte ans Licht, die geeignet sind, die traditionellen Thesen über die Entstehung der Hochkulturen Mittel- und Südamerikas endgültig umzustürzen. Vielleicht erfahren dann die Überlieferungen der Maya, der Inka und anderer mesoamerikanischer Völker eine überraschende Bestätigung als wahrheitsgetreue Berichte der wirklichen Geschichte des Kontinentes und seiner einstigen Bewohner.

Possendorf, April 2000

Thomas Ritter

Literaturverzeichnis

- Rackwitz, Erich
Fremde Pfade – ferne Gestade
Urania Verlag
Leipzig / Jena / Berlin
1986
- Siebenhaar, Wolfgang
Rätselhaftes Amerika – Von Nord bis Süd
Vortrag auf dem One-Day-Meeting der A.A.S.
Zürich
25.08.1990
- Spellecken, H. G.
Honduras – Handbuch
Reise-Know-How Verlag Peter Rump GmbH
Bielefeld
1996
- Stingl, Miroslav
Das indianische Feuer
Militärverlag der DDR
Berlin
1979
- Wille, Matthias
Wagemut und Forscherdrang
Brockhaus Verlag
Leipzig
1978